

Sozialpädagogische Familienhilfe aus der Sicht der Klientinnen und Klienten – Forschungsergebnisse und offene Fragen

Klaus Wolf

erschieden in

Fröhlich-Gildhoff, Engel, Rönna, Kraus (Hg.):

Forschung und Praxis in den ambulanten Hilfen zur

Erziehung. Freiburg 2006 (FEL-Verlag): 83 - 100

Seit vielen Jahren erforsche ich sozialpädagogische Prozesse aus der Perspektive von Klientinnen und Klienten. Mich interessiert die Frage, wie die Menschen das erleben und interpretieren, was die Fachkräfte und Institutionen in ihrem Fall getan haben. Jede pädagogische Arbeit muss sich für diese Frage interessieren. Denn Erziehung ist nicht als Einwirkung auf ein Objekt konzipiert, als Verhaltensmanipulation durch Belohnung und Strafe oder als Reparatur defizitärer Menschen sondern als Entwicklungshilfe: Die Menschen sollen hier Ressourcen für die Lösung von Entwicklungsaufgaben finden. Entwicklung wird dabei als lebenslanger Prozess verstanden, auch die Erwachsenen stehen immer wieder vor neuen Entwicklungsaufgaben. Die Entwicklung endet erst mit dem Tod, die sozialpädagogische Exitus-Definition ist also „der Zustand, in dem endgültig keine Entwicklung mehr möglich ist“.

Sieht man es so, dann ist für die Beurteilung von pädagogischen Prozessen nicht vorrangig entscheidend, was die Intentionen der Erziehenden waren, sondern welche Effekte – die intendierten, aber auch die nicht-intendierten – sie tatsächlich bewirkt haben, d.h. wie der Andere das, was ihm als Erziehung entgegen kommt, wahrnimmt, aufgreift und für sich verwendet. Das soll erforscht werden.

Wenn die Menschen uns Geschichten aus ihrem Leben erzählen und darin die sozialpädagogischen Interventionen einarbeiten, wird ein sehr aktiver Prozess der Verarbeitung von Erfahrung sichtbar. Manches wird ähnlich erlebt, wie es wohl von den sozialpädagogischen Fachkräften intendiert war, anderes allerdings auch ganz anders. Da entwickeln die Klientinnen durchaus ihre Alltagstheorien, warum die Fachkräfte sich auf bestimmte Weise verhalten, und sie richten ihr eigenes Verhalten darauf ein und reagieren mit Hintergedanken auf die angenommenen Hintergedanken. Es wird deutlich, dass sozialpädagogische Interventionen sowohl zusätzliche Belastungen hervorbringen als auch ganz besondere Ressourcen zugänglich machen können, die nützlich sind, um sehr schwierige Lebenssituationen gut zu bewältigen. Allein für die Evaluation sozialpädagogischer Arbeit ist es schon interessant, solche Belastungs-Ressourcen-Balancen zu untersuchen.

Wir betreiben es allerdings als Grundlagenforschung. Gespräche werden auf Tonband aufgezeichnet, Beobachtungen notiert, manchmal Zeichnungen, Briefe und andere Dokumente gemeinsam interpretiert. Hierbei entdecken wir interessante Phänomene, suchen passende Begriffe für diese Phänomene, rekonstruieren Wechselwirkungsprozesse und

entwickeln in den empirischen Daten gründende Theorien (grounded theory – vgl. z.B. Strauss, Corbin 1996). Vielleicht denkt der eine Kollege oder die andere Kollegin aus der Praxis, Theorieproduktion sei ja etwas für den Elfenbeinturm und für die eigene Arbeit käme dabei ja wohl nichts Relevantes heraus. Wer so denkt, der irrt, jedenfalls ist es nicht zwangsläufig so, die Ergebnisse können auch für die Praxis interessant sein. So erbrachte ein qualitatives Forschungsprojekt zur Heimerziehung eine Machttheorie (Wolf 1999), die unterschiedliche Quellen von Abhängigkeiten zwischen den Menschen einer Heimgruppe analysiert und hinsichtlich ihrer beabsichtigten Wirkungen und ihrer Nebenwirkungen untersucht. Diese Theorie ist geeignet, viele Prozesse besser zu verstehen („ich sehe was mit der Theorie, was du ohne sie nicht siehst“) und daraus neue Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln.

Zurzeit untersuche ich, wie die Unterbringung eines Kindes in einer Pflegefamilie aus der Perspektive der unterschiedlichen beteiligten Menschen (des Kindes, das zum Pflegekind wird, den leiblichen Eltern, den Pflegeeltern, deren leiblichen Kindern) wahrgenommen wird und welche Konsequenzen für eine professionelle Praxis sich daraus ableiten lassen. Ein Forschungsprojekt, dessen erster Teil Mitte 2003 begann und Ende 2005 abgeschlossen sein wird, interessiert sich dafür, wie die Familienmitglieder die SPFH in ihrer Familie wahrnehmen. Darum soll es im Folgenden gehen. Ich möchte zunächst das methodische Vorgehen kurz beschreiben (ausführlicher: Frindt & Wolf 2003) und anschließend fünf Themen erläutern, von denen ich sicher bin, dass sie für die Praxis der SPFH interessant sind.

Methodisches Vorgehen

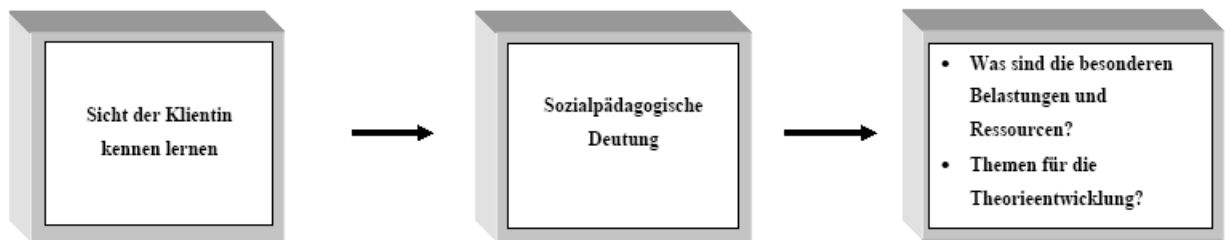
Wir suchten für diese Forschung Familien, die SPFH erhalten hatten und deren SPFH bereits abgeschlossen war oder bei denen die Betreuung sich in der Endphase befand. Die Familienmitglieder sollten auf ihre SPFH zurückblicken und uns die Geschichte ihrer SPFH erzählen. Wir fanden bei den Mitarbeiterinnen, die in der Region um die Universität Siegen SPFH durchführen, eine große Bereitschaft uns zu unterstützen und den Zugang zu Familien herzustellen, die wir aufgrund von Daten, die wir in einem Fragebogen erhoben hatten, gerne befragen wollten. Wenn die Familien einverstanden waren, besuchte sie eine wissenschaftliche Mitarbeiterin in ihrer Wohnung und versuchte, ein narratives Interview zu führen.

Das narrative Interview ist eine besondere Form des offenen Interviews. Der Informant wird darum gebeten und darin unterstützt, seine eigenen Erlebnisse als Geschichte zu erzählen. Dabei geht es um Erlebnisse, in die er selbst verwickelt war. Die zurückliegende SPFH wird also wieder lebendig und beginnt – im günstigen Fall – wie ein Film vor dem inneren Auge des Gesprächspartners abzulaufen. Dabei muss der Gesprächspartner Stellen der Geschichte raffen. Auch können Erinnerungsverluste auftreten. Die retrospektiven Vorstellungen des Gesprächspartners werden durch den Erzählvorgang wieder in Gang gesetzt. Der Erzähler wird noch einmal in die damalige Handlungs- und Erleidenssituationen versetzt (vgl. Glinka 1998).

Wenn unsere Gesprächspartner einverstanden waren, zeichneten wir das Gespräch auf Tonband auf. Oft kam eine längere narrative Erzählung nicht richtig in Gang. Dann wurden offene Fragen gestellt, die zur Schilderung von typischen und besonderen Szenen einluden. Solche Fragen waren zum Beispiel: „Vielleicht erzählen Sie einfach mal wie das losging damals...“ oder “Können Sie sich noch daran erinnern, wie das war, als Sie Frau ... das erste Mal gesehen haben? Was war das damals für eine Situation?“ Mit Kindern wurden eher spielerische Situationen arrangiert, in denen das Gespräch dann auf das Familienleben und die SPFH gelenkt wurde.

Die Gespräche wurden vollständig transkribiert und in einem themenzentriert-komparativen Auswertungsverfahren (Lenz 1986; Wolf 1999) ausgewertet. Dazu wurden die zentralen Themen identifiziert, zum Beispiel: Was kennzeichnen die Menschen als besonders wichtig, welche Menschen treten in ihren Erzählungen auf, wie werden sie beschrieben, wo werden besondere Belastungen deutlich und wo besondere Ressourcen. Zu jedem Thema werden alle Aussagen im Interview zugeordnet und anschließend wird das so aufbereitete empirische Material interpretiert. Dabei wird jeder Fall zunächst für sich ausgewertet.

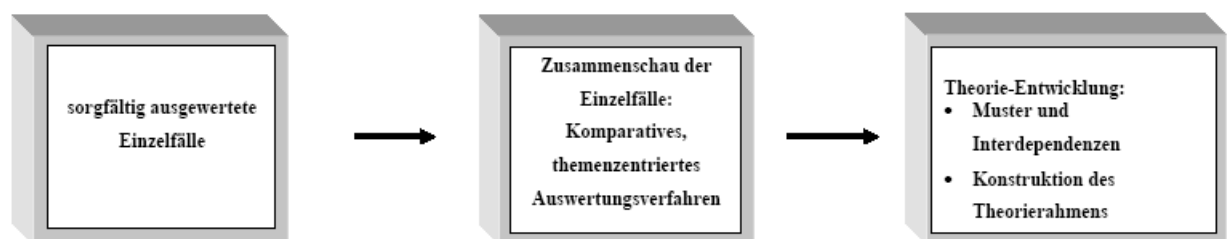
Arbeit an jedem einzelnen Fall



Zunächst konzentriert sich die Wahrnehmung darauf, möglichst genau zu verstehen, wie die Prozesse, Ereignisse und Zusammenhänge aus der Perspektive des einzelnen Menschen – in unserem Beispiel: in der Perspektive der Klientin – erscheinen. Diese Sicht muss man genau kennen. Allerdings erschöpft sich die Erkenntnis nicht darin. In einer sozialpädagogischen Deutung, die insbesondere an den Entwicklungsaufgaben und der Bewältigung von Lebensproblemen interessiert ist, werden Merkmale und Wechselwirkungen herausgearbeitet, die im Material gründen, aber nicht unbedingt von den Menschen, deren Aussagen interpretiert werden, auch erkannt oder explizit benannt werden.

Später werden mehrere Fälle gemeinsam betrachtet:

Arbeit am Vergleich mehrerer Fälle



In der Synthese – der Zusammenschau mehrerer Fälle – können Muster von Wechselwirkungsprozessen bestimmt werden. Der Schwerpunkt dieser Forschung liegt darin, auf der Grundlage genauer Beobachtungen neue Hypothesen über komplexe Zusammenhänge zu entwickeln.

Dabei sind fünf Themenfelder deutlich geworden, die für die Weiterentwicklung der Interventionen in Familien besonders wichtig sind. Sie sollen nun vorgestellt werden.

1. Wirkungen von direktiven und kontrollierenden Interventionselementen

In der Literatur und in den Konzeptionen der SPFH wird häufig vor deutlichen Eingriffen in die Familien (Kolonialisierung), Fremdbestimmung der Familienmitglieder (Entmündigung) oder eine Reduzierung der Informationskontrolle der Familienmitglieder (Ausweitung der Sozialdisziplinierung durch sanfte Kontrolleure) gewarnt (z.B. Karsten, Otto 1987; Peters 1990). Stattdessen werden ein lebensweltorientierter Zugang zum Alltag der Familien, der Respekt vor den Eigenarten der spezifischen Familienkulturen und eine Trennung von Hilfe und Kontrolle gefordert (Borchardt u.a. 1995; DJI 1997; Kreuzer 2001). Für diese Warnungen und Forderungen gibt es gute Gründe. Vor dem Hintergrund unserer Forschungsergebnisse werden allerdings erhebliche Differenzierungen notwendig.

Grob beschrieben haben wir festgestellt, dass zu Beginn der SPFH sehr häufig Fragen im Mittelpunkt stehen wie: „Bist du gefährlich für mich, verachtest du mich, willst du dich in unsere Familie einmischen und alles bestimmen, machst du mir ständig Vorwürfe?“

Wenn diese Fragen nicht in der ersten Phase der SPFH günstig beantwortet wurden, verliefen die Entwicklungen schwierig, oft destruktiv. Wurde sie hingegen günstig beantwortet, entstand eine neue Frage: „Hast du etwas Besonderes zu bieten, kannst du etwas, das nicht jeder kann, hast du neue Ideen und Vorschläge oder bist du genauso hilflos wie ich oder wie wir?“ Wurde in dieser Phase kein Überhang der professionellen Mitarbeiterin für die Klientinnen (und sehr deutlich auch für die Klienten) deutlich, entwickelte sich der Hilfeprozess kaum noch weiter und die SPFH wurde schließlich als relativ unwirksam beschrieben (vgl. Frindt & Wolf 2004).

Auf der Grundlage einer Vertrauensbeziehung – deren Entstehung auch vor dem Hintergrund der unterschiedlichen biographischen Sensibilisierungen sehr unterschiedlich lange dauerte – wurden immer wieder auch Interventionen als hilfreich gekennzeichnet, die aktiv Vorschläge einbrachten, Regeln und Ziele definierten und die Einhaltung von Absprachen (freundlich)

kontrollierten (ähnlich: Schuster 1997; Petko 2004). Diese direktiven und kontrollierenden Interventionen brachten allerdings nur unter bestimmten Bedingungen konstruktive Effekte hervor. Nur wenn alle diese Bedingungen erfüllt waren – jede ist notwendig und keine einzelne hinreichend –, gab es deutlich positive Verläufe. Sechs solche Bedingungen zeichnen sich in der bisherigen Forschung ab. Sie werden jetzt kurz vorgestellt.

So musste die Kontrolle durch einen bekannten, akzeptierten, als wohlwollend erlebten Menschen und nicht durch den Funktionär einer als gefährlich betrachteten Institution erfolgen. Dies wurde zum Beispiel in der Bezeichnung der Mitarbeiterin deutlich: „die vom Jugendamt“ oder „mit der Frau Weber, mit Helga“. Das Wohlwollende wurde sehr häufig auch vor dem Hintergrund der Verachtungserfahrungen besonders betont: Für viele Klientinnen war schon die Interaktion mit einem Menschen, der sie nicht verachtete sondern sie anerkannte, eine sehr knappe und wichtige Ressource. Wenn sie hingegen Verachtung spürten, wurden kontrollierende Tätigkeiten immer als heikel gekennzeichnet.

Ein positives Beispiel, wie direktives Vorgehen als kompetent und als Sorge empfunden werden kann, wird hier deutlich:

„Petra, die is ja so, die is ‘ne, die is nicht mit der Tür ins Haus gefallen, die hat auch gleich ein’ angemerkt, wenn man irgendwie schlecht war oder so. Sag, ‘Mir geht’s heut überhaupt nicht gut’, oder so. Die hat mich denn am Arm genommen, da hab ich ja noch getrunken gehabt, am Arm genommen und sagt sie zu mir, ‘Jetzt gehen wir zum Arzt’. Die hat nicht lange gewartet oder gefackelt. Oder ich sagte denn von mir selbst aus, ich sag ‘ich müsste irgendwo hin (...) ich hab dermaßen, bin ich total am Boden’ das merkte sie sofort. Auch wenn sie reinkam oder so, sie merkte sofort, dass irgendwas mit mir nicht stimmte. Und ich kann ja auch nicht lügen, das merkt man mir ja sowieso an und denn sagt sie denn so, sagt sie, ‘Komm, wir gehen denn rüber’. Und denn haben wir das, bin ich auch hingegangen, die is überall mit. Ich konnte knapp auf die Beine, hab mich, auf die Beine halten, da hat ich ‘ne Lungenentzündung, da is sie ja mit mir überall. Das hat mir sehr geholfen.“

Eine weitere Bedingung war, dass die kontrollierenden Handlungen auf einzelne, manchmal auch mehrere Felder beschränkt waren und sich jedenfalls nicht auf alle Elemente des Lebens bezogen. Es musste explizit kontrollfreie Bereiche geben, und es durfte nicht der Versuch unternommen werden, allmählich eine umfassende Kontrolle einzurichten. Auf welche Felder sich die (auch) kontrollierenden Aktivitäten bezogen war im Einzelfall sehr unterschiedlich: finanzielle Angelegenheiten, Zeitstruktur und Routinen (z.B. Etablierung eines gemeinsamen Frühstücks mit den Kindern, regelmäßiger Besuch der Kinder im Kindergarten u.ä.), Organisation des Haushalts, ästhetische Aspekte der Einrichtung der Wohnung und vieles

mehr. Aufgrund der Lebenserfahrungen und insbesondere biografischer Verletzungen gab es dabei häufig Felder, in denen eine Einmischung als besonders destruktiv erlebt wurde. Wenn sich hierauf Interventionen bezogen und die Stoppsignale der Klientinnen übergangen wurden, gab es immer sehr ungünstige Effekte.

So ist diese Klientin noch fast drei Jahre nach Abschluss dieser SPFH (sie erhielt später eine andere Mitarbeiterin) empört über die Fremdbestimmung:

„Ich weiß, dass ich damals viel allein gemacht habe, ohne ihren Mund, weil sie mir viel um mein Geld mitbestimmt hatte, viel eingezogen. Und dann noch, wie ich zur Kur war, wo sie mir das ganze Geld weggenommen hat. Konnte ich nicht mal irgendwo hingehen und auch nur auf Einteilung und die Kinder auch betrogen hat. Das fand ich nicht in Ordnung von der Frau.“

Außerdem kam es darauf an, dass im Verlaufe der Intervention eine allmähliche Reduzierung der Kontrolle stattfand und nicht eine ständige Ausweitung. Es gab durchaus Felder, in denen zunächst aktiv Absprachen angestrebt und ihre Einhaltung immer mal wieder zum Thema wurde, und die später durch andere Schwerpunkte abgelöst wurden. Aber es kam dann sehr auf die die Freude und den Stolz des „Das-kann-ich-jetzt-alleine“ an.

So beschreibt eine Klientin, wie sie die für sie sehr heiklen Behördengänge, die sie vorher immer herausgeschoben hatte, allmählich selbst übernimmt:

„Am besten konnte ich aber mit Frau W. darüber reden. Da hab ich, wenn was gewesen war bei die Behörden, da hab ich Frau W. angerufen, hab ihr die Situation erklärt und da hat sie mir das gesagt, so und so, und denn hat sie nachher gesagt, ‘Soll ich denn mitkommen?’. Da hab ich gesagt, ‘Nein, es reicht mir, wenn ich mit Ihnen darüber reden kann.’ Das haben wir per Telefon gemacht, und ich versuch das alleine. Und denn hab ich nachher, wenn das alles fertig war, denn nach ein paar Tagen sie angerufen, dass alles okay ist und da hat sie sich gefreut, dass ich das alleine geschafft hab.“ An späterer Stelle im Interview wird deutlich, dass sie sich selbst wundert, was sie jetzt alles alleine schafft.

Eine weitere Voraussetzung für eine positive Wirkung war, dass die kontrollierenden Interventionselemente Teil eines gemeinsamen Planes waren, dass die Klientinnen also den Eindruck hatten, dass sie an der Konstruktion des Planes beteiligt waren („unser Projekt“). Ganz ungünstig waren Situationen, in denen andere – zum Beispiel die ASD- und die SPFH-Mitarbeiterin – für und über die Klientin einen Plan machten, an dessen Entstehung sie nicht beteiligt war und mit dem sie sich konfrontiert sah. Wie wichtig die Partizipation der

Klientinnen ist, gerade auch, wenn es um gestaltende Eingriffe in die Alltagsstrukturen des Familienlebens geht, wird hier sehr deutlich.

Außerordentliches Gewicht hatten Erlebnisse in den Außenkontakten gegenüber „kritischen“ Institutionen (Schule, Kindergarten, Sozialamt, manchmal Jugendamt) oder als feindselig erlebten Menschen. Wenn die Klientinnen hier verteidigt wurden, die Mitarbeiterinnen negative Urteile zurückwiesen oder auf einem höflichen Umgang mit ihrer Klientin bestanden, entwickelten sich die Hilfeverläufe oft sehr positiv. Umgekehrt fanden wir ausschließlich negative Verläufe und eine hohe Sensibilisierung gegenüber jeder Art der Einmischung, wenn die Klientin eine Situation als Verrat durch die SPFH-Mitarbeiterin erlebte.

Hier beschreibt eine Klientin eine solche Aktivität hinter ihrem Rücken, die die Beziehung zur SPFH-Mitarbeiterin nachhaltig beschädigt und sie misstrauisch deren weitere Aktivitäten beobachten lässt:

„Da (...) hat sie mich bloß hingestellt und das hat mich gestört, auf'm Jugendamt. Sie hat da noch mal angerufen, und dadurch hab ich das rausgekriegt, dass sie mir, wie soll ich sagen, ein über die Schnauze gefahren ist, dass ich das nicht kann, dass sie denn dafür immer da ist ne. (...) Und das mag ich nicht, wenn man mir, hinter mir so schlecht machen tut.“

Schließlich war es günstig, wenn auch die Mitarbeiterinnen in den Plan eingebunden waren und es explizite Verpflichtungen auch für die professionelle Mitarbeiterin gab. Sie konnten so zum Modell werden – auch für den Umgang mit (zunächst) nicht eingehaltenen Zusagen.

Diese Ergebnisse beziehen sich auf die sorgfältige Analyse von knapp 30 Interviews. Es wäre sehr interessant, die Wirkungen und Nebenwirkungen solcher direkter Interventionen und kontrollierender Elemente weiter zu untersuchen und daraus Konsequenzen für eine Weiterentwicklung der SPFH und anderer sozialpädagogischer Interventionen zu entwickeln. Eine grobe Codierung Intervention / Nichtintervention oder direktiv / nondirektiv erscheint viel zu undifferenziert, um Prozesse zu beschreiben, die für die Familienmitglieder neue Handlungsmöglichkeiten hervorbringen und ihr Potential stärken, Probleme selber aktiv anzugehen. Auch die Gegenüberstellung von Hilfe und Kontrolle erscheint nun viel zu grob: Unter spezifischen Bedingungen kann Kontrolle auch Hilfe sein. Sie hat dieses Potential allerdings eben auch nur unter spezifischen Bedingungen, sonst wirkt sie – wie wir dramatisch beobachtet haben – außerordentlich schädlich.

2. Ermutigung, Aktivierung und Kontrollgewinn

Ein weiteres, auch für die sozialpädagogische Praxis zentrales Thema sind Erfahrungen von Entmutigung und Kontrollverlust insbesondere der Mütter in den SPFH-Familien. Viele der Klientinnen hatten es weitgehend oder in Teilbereichen aufgegeben, ihre Lebensverhältnisse zu beeinflussen. So sahen einige im Zusammenleben mit ihren Kindern kaum noch Chancen, Prozesse in ihrem Sinne zu gestalten und Einfluss zu nehmen. Oder sie erlebten sich in der Kommunikation mit dem Sozialamt, der Schule oder anderen Institutionen als hilflos. Manche hatten tief resigniert und sahen es als hoffnungslos an, sich zu schützen und z.B. ihre körperlichen Erkrankungen behandeln zu lassen (ebenso: Pressel 1981) oder ihre Lebensverhältnisse zu verändern. Von Außenstehenden wurde dieser Umgang mit dem eigenen Leben und den Lebensverhältnissen in der Familie häufig als Faulheit missverstanden. Insbesondere die Frauen und Mütter wurden in dieser Hinsicht – manchmal selbst von den SPFH-Mitarbeiterinnen – scharf verurteilt. Solche auf Charaktermängel attributierende Sichtweisen lösten weitere Spiralen von Entmutigung, Verbitterung und wachsender Apathie aus. Dechiffrierten die Mitarbeiterinnen hingegen diese Verhaltensweisen angemessener als Folge von Entmutigung, Resignation und erlernter Hilflosigkeit, ergaben sich neue Handlungsmöglichkeiten. Es gab eindrucksvolle Beispiele, wie es sozialpädagogischen Fachkräften gelang, solche negativen Prozesse abzumildern und Erfahrungen von Ermutigung, Aktivierung und Kontrollgewinn (im Sinne eines stärkeren Einflusses auf das eigene Leben) zu vermitteln.

So vergleicht eine Frau ihre sehr unterschiedlichen Erfahrungen mit zwei SPFH-Mitarbeiterinnen:

„Ich hab sie einmal mitgenommen zum Sozialamt, na denn war Feierabend bei mir. Ich kam da überhaupt nicht zum Vor..., sie hat denn das gesagt, denn hatte die 'nein' gesagt und denn war das für sie erledigt. Und wenn ich mit der Frau Weber, mit Helga hingegangen bin, die hat denn noch diskutiert, da haben wir wenigstens was raus gekriegt. Ich stand da immer wie Pik Sieben auf Bahnsteig Acht. Na was soll das, wenn ich mit jemanden reingeh, ich möchte was erreichen und sie sagt, die sagt 'nein', na denn ist gut, denn gehen wir wieder. Und wir haben, wir sind ja hart geblieben, Helga und ich, wir haben denn solange diskutiert, bis wir. Und wir haben denn 'n Weg gefunden, das da irgendwie rauszukommen. Das haben wir auch geschafft. Wir hatten ja auch in Lüttenklein Mietschulden und das hab ich auch alles alleine, bin ich hingegangen mit Helga und da hab ich das geregelt, dass ich das Bekleidungsgeld denn für Danny erst mal da lasse und denn hab ich die Mietschulden erst mal alle so zurück gezahlt

und denn sind wir mit dem bisschen ausgekommen, was ich denn hatte. (...) Und das haben wir dann so aufgesetzt und denn, das ging. Mit der andern hätt' ich das aber nicht machen können. Die hätt' gesagt, und die hätten 'nein' gesagt und denn wär's gut gewesen, denn wären wir wieder raus gegangen.“

Man achte darauf, wann die Klientin von ihr (der Mitarbeiterin) als Handelnder spricht und wann von „ich“ und „wir“. Je umfangreicher sie erfolgreiche Aktivitäten auf die eigene Person zurückführt, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie auch in Zukunft ihre Handlungsmöglichkeiten zuversichtlich einschätzt, was das zentrale Ziel der Ermutigung ist (Ludwig 1999).

Das Vertrauen in die eigenen Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten ist die Voraussetzung vieler Lern- und Entwicklungsprozesse, die auf das gesamte Familienleben ausstrahlen. Es wurde ein in den empirischen Daten gründender Begriffsapparat entwickelt, mit dem die richtige Dosierung solcher Lernprozesse genauer erfasst werden kann (vgl. Wolf 2001). Die „Feinmechanik“ solcher Aktivierungsprozesse – die durch Druck alleine eben nicht erreicht werden können – konnte so genauer verstanden werden.

Daraus lassen sich realistische Interventionsziele und Erfolg versprechende Strategien für die Praxis der SPFH insbesondere in Familien ableiten, die ein geringes Selbsthilfepotential haben und schon lange am Rande der Gesellschaft leben und die daher oft – nach unserer Auffassung: fälschlicherweise – als ungeeignet für die SPFH definiert werden (Wolf 2003). Das in diese Richtung weiterentwickelte, theoriegestützte sozialpädagogische Selbstverständnis ermöglicht es den Fachkräften, auch in der Betreuung von Familien in chronischer Armut und mit gravierenden biographischen Belastungen realistische und auch für sie selbst kontrollierbare Ziele zu entwickeln. Sie können so ihre eigene Resignation vermeiden, die sonst leicht zusammen mit der der Familienmitglieder zu einem sich selbst verstärkenden Entmutigungssystem führt.

Ein gelungenes Beispiel beschreibt diese Klientin:

„Und wir haben uns dadurch auch, durch ihr so richtig hochgerappelt wieder. Sie wusste aber, sie hat aber uns das gleich gesagt, dass, ich schaff das und ich bin so'n Typ, wenn ich mir was in Kopf gesetzt hab, das ich schaffen will, das schaff ich auch.“

Eine Voraussetzung dafür ist, dass es gelingt, Lebensprobleme auch annäherungsweise aus der Perspektive der Klienten zu betrachten.

Dieser Klient lobt die SPFH-Mitarbeiterin mit folgenden Worten:

„ ´n paar Tage nur und in unser, in unser Milieu passte sie da rein. (...) Sie hat uns halt eben aus diesem Milieu heraus geholt, ne, nicht das sie jetzt auch was damit selber zu tun hatte, aber sie hat in diesem Milieu rein versetzt, ne, sie konnte mitarbeiten mit diesem Milieu und hat aus diesem Milieu was gemacht, und das is eben das gute, was sie draus gemacht hat.“

Besonders interessant wäre es, die Dimension „Ermutigung, Aktivierung und Kontrollgewinn durch SPFH“ am Beispiel von Familien, die schon lange und ohne besondere Fortschritte betreut werden, zu erproben, passende Handlungsmodelle („Methoden“) zu entwickeln und in ein sozialpädagogisches Diagnose- und Handlungsmodell zu integrieren.

3. Gestaltung des familialen und außers familialen Sozialisationsfeldes

In der SPFH werden sehr häufig eine Verbesserung der Beziehungen der Familienmitglieder untereinander und eine verstärkte Übernahme der Erziehungsfunktionen durch die Erwachsenen angestrebt. Dies ist auch in vielen Familien sinnvoll und Erfolg versprechend.

Es werden allerdings auch Familien zu Klienten der SPFH, in denen eine stabile Übernahme aller Erziehungs- und Sozialisationsfunktionen durch die Eltern nicht realisierbar ist. Etwa aufgrund der Alkoholerkrankung der Eltern, extrem negativer Erfahrungen mit der Schule oder dauerhafter Beeinträchtigungen ihrer psychischen Gesundheit können sie einen Teil der notwendigen elterlichen Sorge für ihr Kind über lange Zeiträume nicht hinreichend wahrnehmen. Unter solchen Bedingungen stellt sich oft die Frage nach einer Herausnahme der Kinder aus der Familie. Andererseits bleiben auch diese Eltern oft wichtige Bezugspersonen für das Kind und sie können in einzelnen Teilbereichen durchaus elterliche Funktionen wahrnehmen. Zusätzlich kann die Herausnahme eines Kindes aus seiner Familie gegen den Willen der Familienmitglieder so erhebliche zusätzliche Belastungen für die Kinder hervorbringen, dass eine Abwägung von neuen Entwicklungschancen durch die Herausnahme und die zusätzlichen Belastungen zu einer ungünstigen Prognose führt.

Um dieses Dilemma aufzulösen, erscheint es uns sinnvoll, neuere Ergebnisse der Resilienzforschung für die SPFH nutzbar zu machen. Die Resilienzforschung belegt, dass sich

Kinder, die in desolaten Familien aufwachsen, unter bestimmten Bedingungen erstaunlich günstig entwickeln können (insbesondere Werner z.B. 1989; 1992). Nachdem man zunächst versucht hat, einzelne Belastungen und einzelne protektive Faktoren durch faktorenanalytische Untersuchungen mit sehr großen Fallzahlen herauszuarbeiten, erscheint es jetzt notwendig, die Balancen von Belastungen und Ressourcen an wenigen Fällen sehr genau zu untersuchen (Lösel/Bender 1999; Masten/Best/Garmezy 1990; Rutter 2000; Wustmann 2005). Hierfür ist die Untersuchung von Familien, die SPFH erhalten (haben), nahe liegend, weil in diesen Familien in der Regel erhebliche Belastungen und Risiken für die Entwicklungen der Kinder auftreten.

Wir stoßen hier – zwar selten, aber dann doch besonders eindrucksvoll – auf Resilienzeffekte: Einzelne Kinder entwickeln sich trotz eigentlich sehr ungünstiger Bedingungen gut. Sie kommen in der Schule zurecht, es gelingt ihnen stabile Freundschaftsbeziehungen zu entwickeln und sie erfreuen sich einer guten körperlichen und seelischen Verfassung. Für die SPFH ist dieser Zusammenhang bereits von Joachim Nicolay (1992) in seinem Nachsozialisierungskonzept nutzbar gemacht worden, in dem er die Bedingungen beschreibt, unter denen es sinnvoll sein kann, dass die SPFH-Mitarbeiterinnen einen Teil der Elternfunktionen übernehmen. Aus den neueren Forschungsergebnisse – insbesondere aus den Langzeitstudien in den USA – kann man die Anregung gewinnen, auch im unmittelbaren Sozialraum und im Geflecht der Netzwerkbeziehungen der Kinder systematisch nach Sozialisationspartnern zu suchen, die einzelnen Kindern den Zugang zu solchen Menschen, die sie als Ressourcen für die Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben nutzen können, erleichtert. Die Ergebnisse der Resilienzforschung rechtfertigen positive Erwartungen an ein derart angereichertes Sozialisationsfeld, das es den Kindern ermöglicht, die Mängel in ihrer Familie partiell zu kompensieren. Die SPFH kann dann über die Beeinflussung der innerfamilialen Prozesse hinaus – die selbstverständlich weiterhin zum Repertoire gehören muss – ihre Handlungsmöglichkeiten erweitern.

Damit ist auch eine Schlüsselfrage der Sozialpädagogischen Interventionen in und für Familien berührt: Konzentriert sie sich ausschließlich auf die Veränderungen innerfamiliärer Prozesse – etwa der Beziehungen der Familienmitglieder untereinander, der Alltagsroutinen, Arbeitsteilungen und Rituale – oder betrachtet sie die Lebens- und Lernfelder der Menschen, die eben nicht nur Familienmitglieder sind, auch über die Familienbeziehungen hinaus? Mir scheint es notwendig, darauf zu achten, dass nicht ein idyllisches Familienmodell (zu dem dann die Klienten-Familie im Kontrast steht) zu einer Engführung der Wahrnehmung auf

Familienprozesse führt und dann ganze Handlungsfelder übersehen werden. Das hat Folgen für wichtige Entscheidungen - zum Beispiel die Notwendigkeit, ein Kind aus der Familie herauszunehmen. Wenn die Ressourcen für die Entwicklung der Kinder in der Familie gering sind, ist eine sozialpädagogische Bewertung des Lernfeldes des Kindes – die sich nicht lediglich auf die Abweichung von Normalitätsvorstellungen fixiert, sondern sich insbesondere für die Probleme interessiert, die es hat, unter denen es leidet und die seine Entwicklung blockieren (Wolf 2003) – auch davon abhängig, ob es Zugang zu anderen wichtigen Erwachsenen hat, welche Qualitäten seine Peergroupbeziehungen haben, also wie gut oder schlecht sein Zugang zu den notwendigen Ressourcen außerhalb der Familie ist. Erst diese Zusammenschau der innerfamiliären und außerfamiliären Belastungen und Ressourcen lassen eine differenzierte Einschätzung seiner Entwicklungschancen und damit der sozialpädagogischen Interventionsnotwendigkeit zu. Ich beobachte manchmal eine pauschale Erhöhung der Interventionsschwelle („da gibt es ja noch viel schlimmere Familien“), eine Bagatellisierung der Notlagen („toll finde ich es da auch nicht, aber jede Familie macht es halt anders“) oder spontane Eingriffe, wenn die Frustration zu groß wird („jetzt reicht`s“). Dies verweist auf problematische Kriterien und ist für eine professionelle Entscheidungsfindung sehr unbefriedigend.

Es wäre sehr interessant, Balancen von familialen (und anderen) Belastungen einerseits und Ressourcen und protektiven Faktoren andererseits bei Kindern zu untersuchen, die in Familien aufwachsen, in denen zentrale Elternfunktionen nicht zuverlässig erfüllt werden. Hiervon sind grundlegende Erkenntnisse für sozialpädagogische Interventionen sowohl im Rahmen der ambulanten Hilfen zur Erziehung als auch einer sozialraumorientierten Betrachtung von Sozialisationsfeldern insgesamt zu erwarten. Das Spektrum sozialpädagogischer Interventionen ließe sich so deutlich über die einzelne Familie hinaus erweitern. Dadurch würde man bisher nicht genutzte Handlungsmöglichkeiten eröffnen.

4. Qualifizierte Beendigung der SPFH

Die meisten Interviews führten wir mit Familienmitgliedern, deren SPFH bereits abgeschlossen war, manchmal schon seit mehreren Jahren. Dabei wurden erhebliche Schwierigkeiten mit der Beendigung der SPFH deutlich. Es war die Regel, dass die Klienten

die Beendigung der SPFH als ein Ereignis beschrieben, dem sie sich ausgeliefert sahen. Dabei stand nicht nur die Veränderung ihres Lebens durch die Beendigung im Mittelpunkt, sondern das Ende der SPFH war mit negativen Gefühlen verbunden. Mehrere Klientinnen beschrieben den Abbruch als plötzliches Ereignis. Das schließt nicht aus, dass die Beendigung vorher Thema war, aber auch dann wurde sie als abruptes Ende erlebt:

„Das einzige ist schade, dass das, na schade ist das nicht, man muss echt, ich mach das ja auch jetzt alles alleine, aber das das Abgerupte, das Abbruch auf einmal ne. *Das die auf einmal denn nicht mehr kommen, bloß weil das jetzt zu Ende ist.* Das ist wirklich auch, ich find, das ist schade für die Familien erstmal. Denn man hat sie, kennt sie ja nun schon über Jahre. Doch ich find auch so, wenn das einen gut geht oder so, man kann doch mal im Kontakt so bleiben. Das abrupt, ist der weg. Ich finde das ist, das müsste irgendwie doch auch in zu mangelnden, die sind ja auch bestimmt interessiert daran, wie's ein denn nu weitergeht oder so ne.“

Vor dem Hintergrund manchmal sehr intensiver Beziehungen – und man diagnostiziere nicht vorschnell eine misslungene Nähe-Distanz-Balance: Die Klientinnen verloren manchmal die einzige Gesprächspartnerin, die sie nicht verachtete – war ein völliger Kontaktabbruch unverständlich:

„Ja das vermisst man. Das man doch, man brauch' ja nicht jeden Tag oder jede Woche oder so, das man doch ab und zu in Abständen und wenn das mal bloß anruft und mal fragt, wie's einem geht, denn, die Stimme schon mal wieder hört oder so.“

Die Erklärungen sind dabei manchmal selbstwertverletzend:

Interviewerin: „Wie fanden sie das, als sie das gesagt hat, ‘Sie brauchen mich ja nicht mehr’?“
Frau G.: „Sozusagen, ach sie will mich loswerden, sie will mehr Freizeit haben.“

In einem Fall, war die Erinnerung an das Ende der SPFH noch nach mehr als zwei Jahren extrem belastend:

P: Ich wollte erst gar nicht, bis sie mir die Papiere auf den Tisch gelegt hat (unter Tränen).
I: War Ihnen das von Anfang an bekannt, dass die Familienhilfe wieder geht?
P: Das hat sie gesagt, dass dies nur eine gewisse Zeit ist. Die Kinder haben ja auch gesagt, sie soll wieder kommen.
I: Und jetzt fehlt Ihnen dieser Mensch?
P: Ich hab so geheult, wo sie angerufen hatte (Schweigen, Weinen).

Wir gehen davon aus, dass in vielen Fällen durchaus die Beendigung angekündigt und wahrscheinlich auch besprochen worden war. Trotzdem beschrieben die Klientinnen –

insbesondere die Mütter, manchmal auch die Kinder – ein Gefühl, dass sie verlassen worden seien. Dies Gefühl war in einigen Fällen so intensiv, dass dadurch der Erfolg der SPFH und die Qualität der persönlichen Beziehung zur SPFH-Mitarbeiterin auch rückwirkend in Frage gestellt waren.

Diese Beeinträchtigungen sind nach unserem Eindruck so gravierend, dass es sinnvoll ist, neue Modelle für die Beendigung der SPFH zu entwickeln und zu erproben. Hierzu empfehlen wir, mindestens drei weitere Kontakte mit den (ehemals) betreuten Familien einzuplanen: im Abstand von wenigen Wochen, ca. 3 Monaten und einem halben Jahr. Dies erscheint auch deswegen nahe liegend, weil selbst bei zeitlich auf einige Wochen beschränkten Interventionen eine solche „Nachbetreuung“ häufig systematisch erfolgt (z.B. bei FAM). Wir erwarten außerdem, dass in manchen Fällen kürzere SPFH-Interventionen möglich werden, wenn die Beendigung nicht so abrupt erfolgt.

5. *Selbstevaluation zur Verbesserung der Leistungsfähigkeit*

Die Schilderungen ihrer Erfahrungen durch die Familien, die SPFH erhalten haben, liefern häufig ein differenziertes Bild über Chancen und Grenzen der SPFH, eher Gelungenes und eher Mislungenes in jedem einzelnen Hilfeverlauf. Für die Weiterentwicklung der eigenen SPFH-Praxis und die systematische Auswertung der Erfahrungen und Lernergebnisse aus jedem Einzelfall erscheint es uns sinnvoll, ein praktikables Selbstevaluationsverfahren zu entwickeln.

Dieses könnte mehrere Aufgaben erfüllen:

- den (partiellen) Erfolg- oder Misserfolg jedes einzelnen Hilfeverlaufes zu beurteilen mit der Chance, erfolgreiche Strategien zu identifizieren und aus Fehlern zu lernen,
- die Effekte dieser sozialpädagogischen Interventionen nicht zuförderst in einer Reduzierung der Probleme, die die Menschen machen, zu suchen und am Modell der Reparatur einer trivialen Maschine (hier: Familie) zu orientieren, sondern an komplexeren Modellen, die die Bewältigungspotentiale erhöhen und die Sozialisationsbedingungen der Kinder verbessern und
- so insgesamt eine Qualitätssicherung zu betreiben, die die sozialpädagogischen Kernkategorien in den Blick nimmt.

Für eine solche Selbstevaluation ist es notwendig, die Äußerungen der Familienmitglieder zu deuten. Die Beurteilung der Qualität ergibt sich (häufig) nicht unmittelbar aus der Äußerung, sondern sie wird erst durch eine spezifische Interpretation erschlossen. Eine Mutter stellt z.B. fest „wenn die Frau F. mir nicht mehr hilft, kann ich auf dem Sozialamt gar nichts mehr erreichen, die Hilfe ist so wichtig für mich, dass sie unbedingt weiter gehen soll“. Diese Äußerung erscheint möglicherweise auf den ersten Blick als Bestätigung der bisherigen SPFH-Arbeit, in sozialpädagogischer Deutung wird man hingegen zu einer kritischeren Lesart kommen. Interessant wäre es, ein praktikables Selbstevaluationsinstrument zu entwickeln, zu erproben und schließlich zu implementieren.

Zusammenfassung

Wenn man Menschen, die Sozialpädagogische Familienhilfe erhalten haben, bittet, ihre Erfahrungen zu beschreiben, typische und besondere Geschichten aus der SPFH zu erzählen, erhält man empirisches Material, das in sozialpädagogischer Deutung besondere Chancen der SPFH offenbart und gravierende Fehler beleuchtet. Für eine weitere Professionalisierung der SPFH ergeben sich daraus empirie- und theoriegestützte Anhaltspunkte, in welche Richtung die SPFH weiterentwickelt werden sollte. Es wurden fünf Themen vorgestellt, die solche Entwicklungen kennzeichnen und die auch als aufbauende Forschungsvorhaben geeignet sind, unser Wissen über eine Interventionsform zu vergrößern:

- die Wirkung von direktiven und kontrollierenden Interventionen und ihre Voraussetzungen,
- Ermutigung, Aktivierung und Kontrollgewinn,
- Gestaltung auch des außerfamilialen Sozialisationsfeldes,
- die qualifizierte Beendigung der SPFH und
- die Selbstevaluation durch Klientinnenbefragung.

Da die Zahl der Familien, die im Rahmen der SPFH betreut wurden, sich in den letzten 10 Jahren mehr als verdoppelt hat und im Jahre 2003 nach Aussagen des Statistischen Bundesamtes insgesamt 41.900 Familien mit 94.500 Kindern im Rahmen der SPFH betreut wurden, erscheint es nahe liegend, die Leistungsfähigkeit dieser wichtigen Erziehungshilfe zu untersuchen und zu verbessern. Eine Forschung, wie die hier skizzierte, ist in der Lage, sowohl gravierende Desiderate im Wissen um ambulante sozialpädagogische Interventionen in Familien zu beseitigen als auch Impulse für eine Professionalisierung und Qualitätssteigerung in der SPFH und anderen ambulanten Hilfen zur Erziehung zu erzeugen.

Literatur

- Borchardt, Peter; Haider-Lorenz, K. u.a.: Die Familien sind der Kompass unserer Arbeit - Lebensweltorientierung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Aus: Wolf, Klaus (Hrsg.): Entwicklung in der Heimerziehung. 2. Aufl. Münster (Votum) 1995. S. 277-289.
- DJI: Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Stuttgart (Kohlhammer) 1997.
- Frindt, Anja; Wolf, Klaus: Hoffnungslose Familien? Chancen der sozialpädagogischen Familienhilfe. Aus: ajs Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg (Hrsg.): Von wegen Privatsache Erziehungspartnerschaft zwischen Familie und Gesellschaft. Stuttgart 2004. S. 127-142.
- Glinka, Hans-Jürgen: Das narrative Interview. Weinheim, München (Juventa) 1997.
- Kreuzer, Max (Hrsg.): Handlungsmodelle in der Familienhilfe. Zwischen Networking und Beziehungsempowerment. Neuwied (Luchterhand) 2001.
- Karsten, Maria Elenore ; Otto, H. U. (Hrsg.) (Hrsg.): Die sozialpädagogische Ordnung der Familie. Weinheim, München 1987.
- Lenz, Karl: Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen. Frankfurt a. M., New York (Campus) 1986.
- Lösel, Friedrich; Bender, Doris: Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven Prozessen: Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. Aus: Opp, Günther; Fingerle, Michael; Freytag, Andreas (Hrsg.): Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München (Ernst Reinhardt) 1999. S. 37-58.
- Ludwig, Peter H.: Ermutigung. Optimierung von Lernprozessen durch Zuversichtssteigerung Opladen (Leske + Budrich) 1999.
- Masten, Ann S.; Best, K.M.; Garmezy, N.: Resilience and development: Contributions from the study of children who overcome adversity. In: Development and Psychopathology 2, Jg. 1990, S. 425-444.
- Nicolay, Joachim: Das Konzept der Nachsozialisierung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: Jugendwohl, Jg. 1992, S. 283-290.
- Peters, Friedhelm: Zur Kritik der Sozialpädagogischen Familienhilfe oder: Erleben wir derzeit die „zweite Geburt“ der modernen Sozialarbeit. In: Widersprüche, Jg. 1990, H. 34, S. 29-48.
- Petko, Dominik: Gesprächsformen und Gesprächsstrategien im Alltag der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Göttingen (Cuvillier Verlag) 2004.

- Pressel, Ingeborg: Modellprojekt Familienhilfe Kassel: Bericht der wissenschaftlichen Begleitung. Frankfurt (Deutscher Verein) 1981. (= Arbeitshilfen. Deutscher Verein ... 21)
- Strauss, Anselm; Corbin, J.: Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim (Beltz-Verlag) 1996.
- Rutter, Michael: Psychosocial reconsidered: Conceptual considerations, empirical findings and policy implications. Aus: Skonkoff, J.P.; Meisels, S.J. (Hrsg.): Handbook of early childhood intervention. Cambridge (Cambridge University Press) 2000. S. 651-682.
- Schuster, Eva M.: Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) Aspekte eines mehrdimensionalen Handlungsansatzes für Multiproblemfamilien Frankfurt/Main (Lang) 1997. (= Diss. Uni Dortmund)
- Werner, Emmy E.: Vulnerability und resiliency: A longitudinal perspektive. Aus: Brambring, M.; Lösel, F; Skowronek, H. (Hrsg.): Children at risk: Assessment, longitudinal research and intervention. Berlin (DeGruyter) 1989. S. 152-172.
- Werner, Emmy E.: The children of Kauai - Resilience and recovery in adolescence and adulthood. In: Journal of Adolescent Health, Jg. 1992, H. 23, S. 262-268.
- Wolf, Klaus: Machtprozesse in der Heimerziehung. Münster (jetzt München) (Juventa) 1999.
- Wolf, Klaus: Ermutigung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: Jugendhilfe, Jg. 2001, H. 4, S. 206- 211.
- Wolf, Klaus: Familien als Adressaten sozialpädagogischer Interventionen. In: Forum Erziehungshilfe, 9. Jg. (2003), H. 5, S. 260-266.
- Wustmann, Corina: Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 2005, H. 2, S. 192-206.

Autor:

Prof. Dr. Klaus Wolf

Universität Siegen
Adolf-Reichwein-Str. 2
57068 Siegen

Email: Klaus.Wolf@uni-siegen.de
Homepage: www.uni-siegen.de/~wolf